

SIMPLICISSIMUS

Trödelmarkt



OLAF GULBRANSSON 33

„Dös san die neuesten Antiquitäten, sicherns Eahna a Stück!“

Ausflug zum Blocksberg

(Hilla Gesewald)



nicht glauben. „Nur vom Gehalt leben. Ich behabe mein Gehalt gar nicht, das laß ich in der Tasche meines Vorgesetzten.“
 „Ja, wie kannst du dann leben?“
 „Ja weißt du denn nicht, daß ich Generalinspektor im Finanzministerium bin?“
 „Du bist . . . Ist das möglich? Gehört hab' ich, daß du eine schöne Stelle hast, aber daß du Generalinspektor bist? . . . Du mußt du dir ja sehr viel Geld machen können.“
 „Mehr als Hunderttausend im Monat“, kommt nachsichtig lächelnd die Antwort.
 Der Steueramtschef schüttelt nur stumm den Kopf, so unfafbar ist ihm diese Summe. Er schaut auf den Berghang hinüber, wo zwischen grünen Matten und blühendem Schlehendorngebüsch der zitternde Faden eines Baches herabkommt. Dann fragt er wieder:
 „Du bist gewiß schon sehr reich?“
 „Reich? . . .“ Der andere zieht die Augenbrauen hoch. „Weißt denn du, was das Leben in der Hauptstadt kostet? . . . Wenn man sich jeden Tag unterhalten will . . .“
 Wieder sinnt der andere in den weichen Frühlingstag hinaus. Auch der Elegante ist nachdenklich geworden, lauscht auf das langsame Pusteln der Lokomotive vorne und das Summen tausender Bienen in dem Blütengewölk der Kirschbäume. Aber er rafft sich wieder auf. „Glück hab' ich gehabt, weißt du. Wie ich damals von euch fort hab' müssen, wegen der ehtaufenden Lei, die ich nicht verrechnen konnte, hab' ich eine Dame kennengelernt, und die hat mich ins Finanzministerium protegirt, wo ihr Mann einer der Staatssekretäre ist. Und sie hat mir auch erklärt, wie man's macht, wenn man irgendwohin zur Untersuchung geschickt wird, wo in einem Unternehmen eine Schweinerei mit der Steuer vorgekommen ist. Ja — und da finde ich entweder gar nichts, oder werfe nur eine geringere Strafaus — die Nachsicht aber laß ich mir gut bezahlen.“
 Ein kurzer Windstoß kommt, wühlt in den Wipfeln, und ein Schauer weißer Blütenblätter wirbelt nieder. Sie zünden sich neue Zigaretten an, dann betrachten sie den Blütenschnee auf dem Bahndamm, die glitzernden Gipfel hoch über Bäumen und Wald, und zuletzt hatten beider Blicke wie gebannt auf den hellgrünen Fahnen einzelner Rotbuchen zwischen dem Grau der Eichen jenseits des Tales. Da sagt plötzlich der Elegante, wie ein stummes Gespräch fortsetzend: „Ja, du hast recht. Es hat keinen Zweck, das Geld nur so verschwenden, wie man es bekommt. Was hab' ich davon, für später? Weißt du, jetzt fahr'“
 (Schluß auf Seite 87)

Frühling in Balkanien

Wie der Zug die Tunnelwände zurückläßt, kommt sogleich ein würziger Geruch zum geöffneten Fenster herein. Schon rauschen die Bremsen, die Räder holpern über Weichen, der Zug steht vor einem kleinen Bahnhof.
 Freilich, mit weißem Gewölk blühen alte Kirschbäume am Rande des Bahndammes, und der Bergwind, der von den Schneegipfeln kommt, bringt den starken Blütengeruch herein.
 Der Zug hat längeren Aufenthalt, da die Lokomotive Wasser einnehmen muß. Viele Fahrgäste sind ausgestiegen und gehen längs der Wagen auf und ab, ruminische Bäuerinnen pflücken sich blühende Kirschzweige und stecken sie hinter die Ohren, Bauern aus der Wallachei, mit schweren Pelzmützen, eilen zum Brunnen. Dem Abteiffenster gegenüber ist eine Lücke zwischen den Bäumen, durch die man ein Stück Berghang übersieht, und wo das sanfte Weiß der Kirschblüten von dem blendenden Glitzern der Schneegipfel überstrahlt wird.
 Ein Herr ist stehen geblieben und wirft einen Blick auf die Berghänge mit den einzelnen, fast astlosen Eichen hinüber. Da kommt ein anderer Herr, vornnehmer Ledermantel, Reisekappe, die Hose mit schnittigen Bügelfalten, das Gesicht aber das des typischen Emporkömmlings eines Nachfolgestaates.
 Die Blicke treffen sich. Kurze Überraschung, dann fragt der Elegante zurückhaltend: „Du bist es, Parvu, wie geht's dir noch?“
 „So, so . . . Fast häß' ich dich nicht erkannt, Sandru. Geh zum Teufel, bist du ein großer Herr geworden!“
 Der andere lächelt geschmeichelt. „Na, und du? Bist du noch immer in T.?“
 „Ja, Steueramtschef der zweiten Sektion.“
 „Schau, schau! Endlich . . . Na, da stehst du dich wohl auch ganz gut?“
 „Ich? Schulden hab' ich! Von dem Gehalt heute kann man ja nicht mehr leben.“
 „Ja lebst denn du nur von deinem Gehalt?“ fragt der Vornehme ungläubig.
 „Freilich. Weißt du, wir haben einen Kontrollor, der hat eine sehr offene Hand und läßt mich nicht auch noch nebenbei etwas verdienen.“
 „Du Armer!“ Er lacht, schüttelt den Kopf, kann es noch immer

Die Dörfer

Von Hans Reiffhelm

Abendlich endet der Weg in der Wäuser Raft,
 Trüßlich rauschen die Brunnen dem fremden Saß,
 Dort, wo der Körnergeruch des Getreides den Lüften sich mengt,
 Wo dich der Holzfeuer Rauch in den Dörfern empfängt.
 Schwalben hegen die Brut an des Stiebsel Nist,
 Wo du gebohren bist und schlafen wirst,
 Schlaf der Dörfer, den Atem von Fluß und Wald durchtränkt
 Und in den jäh das Walten der Alhen sent.
 Eibe und Buchsbaum hüten den Gräberschrein,
 Aber die Alhen noch immer gehn aus und ein.
 Manchmal klingt irgendwo am Haus eine Pforte im Wind,
 Manchmal kührt an der Kette Pferd und Rind.
 Leise rauscht es im Hain, den sie gepflanzt,
 Leise knirscht das Gras, wo sie getanzt.
 Wenn im Vorüberwehen sie streifen den Gartenjaum,
 Fällt eine Frucht ihnen ab von ihrem Baum.
 Hahnenschrei ruft landein zur ersten Wacht,
 Und noch einmal sinkt in den Schlaf die Nacht,
 Bis die frühe Glocke im Turm das Ave jingt,
 Bis die erste Schwalbe sich freisind schwingt.
 Und der Morgenstrahl auf die Inschrifttafel trifft,
 Wo geschrieben steht in der Vater Schrift:
 „Dieses Haus ist mein und ist doch nicht mein,
 Andere kommen, und ihrer wird's auch nicht sein.
 Kindstinder, sie trägt man auch hinaus,
 Sagt mir also, wessen denn ist das Haus?“ —
 Keiner den Anfang, keiner das Ende sieht,
 Väter und Töchter reihen sich Glied an Glied.

Das Ende der Korruption

(E. Schilling)



„Da hängt das Fett, das man uns die ganze Zeit entzogen hat.“

(Schluß von Seite 96)

ich nach A., dort haben sie wieder einen Schwindel mit unverstüemtem Spiritus getrieben, da schauen wieder einige Hunderttausend heraus, die nehme ich, kaufe Felder in unserem Dorf, baue ein schönes Haus; dort können einstweilen meine Eltern wirtschaften, die sich bis jetzt genug mit ihren paar Joch Ackerfeld geplagt haben.“

„Das ist eine Idee“, sagt der Freund und schlägt ihm auf die Schulter. „Und mir hilfst du aus den Schulden heraus — du bist ja immer ein guter Kerl gewesen.“

Das Pusten der Lokomotive hat aufgehört, der Zugführer trillert jetzt das Abfahrtsignal.

Während sie langsam ihren Abteilen zuschreiten, meint noch der Generalinspektor: „Jetzt sollen mich erst die Herren Fabrikanten kennenlernen. Alles Geld ziehe ich ihnen aus der Tasche. Aber nichts mehr wird verlumpt, alles sicher angelegt . . . Ich will wieder ein anständiger Mensch werden.“

Otto Alischer

Druckfehler

Aus der „Mannheimer Volksstimme“: „Der Troubadour“, Oper von Verdi. Anfang 15.30, Ende 18 Uhr. — Abends: Außer Miete, Vorrecht E; zum ersten Male: „Die keusche Heimkehr des Olympiasiegers“, Komödie von Sindbad.

Stilblüten

Neben dem Seiteneingang des Rathauses in Neustadt a. D. ist eine Ecke, eine in spitzem Winkel herausgeschnittene Nische, in der es immer etwas feucht ist. Kürzlich war dort nun folgende Vorschrift angeschlagen: „Die Entleerung des öffentlichen Bedürfnisses an dieser Stelle kann im Interesse des Anstandes und der Sittlichkeit niemandem gestattet werden.“

Aus der Erzählung „Die Heimkehr“ von Karl Otten: „Die Mutter gab ihn in die Arme der Schwester, die irrlächelnd das spitze Kinn an seinen Stoppeln wetzte.“

Ein Inserat: „Zur Ankurbelung der Wirtschaft sind sofort im Zentrum der Stadt zu vermieten: 1 großes Lagerhaus (Getreidespeicher), 3 große Lagersäle nebst Lagerkeller. Die Säle können auch an Religionsgemeinschaften als Betsäle abgegeben werden.“

Am Chemnitzer Friedhofstor fand ich diese Tafel:

„Das Herumtreiben von Kindern auf diesem Friedhof ist bei Strafe verboten.“

Nach der Maifeier in Österreich

(Karl Arnold)



„Awer bittäh, uns Wachleut' haben die Kommunisten fest versprochen, daß s' bloß Mailadln singen wollen.“

Instinkt und Geist

Wie pfliffig doch die Katze ist,
als welche nach der Jagdeklase
die Maus mit Haut und Haaren frißt
— doch exklusive Gallenblase,
weil ihr der grünlich-bittere Saft
Degout und Mißvergügnen schafft.

Wär'n wir nur gleichfalls so geweckt,
wenn wir mal etwas Gutes kriegen,
und schluckten bloß, was lieblich schmeckt,
und ließen, was verdrüßlich, liegen!
Es würde weniger geschimpft,
wär' der Instinkt uns eingepfliff.

Wir aber protzen mit dem Geist,
der sich in allen Lebenslagen
als insuffizient erweist.
Und wenn wir, wie so oft, versagen,
dann flüchten wir uns in den Satz:
„Das war halt wieder für die Katz!“

Rasululak

Synkope im Mai

Von Hermann Stahl

Mit der Pünktlichkeit eines freundlichen Menschen begann der Mai an einem Montag. Dieser Montag stand in seinem Abend schon weit über der Hälfte, — kleine silberne Wolken waren in rosafarbene Hauche gelegt und fuhren der vorabendlichen Luft. Eine Sirene gab ihr Signal an Menschen, die seine Bedeutung kannten, die Stunde des geläuteten freundlichen Nachhausegehens. Im Park atmete von fern schon der Sommer im Dunst einer Kühle, Enten und weiße Schwäne schatterten über die glatte Fläche des ungetrübten Wassers, die tieferen Wege im Park sanken in braunes und grünes Dämmern. Manchmal huschte das Licht eines Radfahrers durch die verworbenen Schatten und färbte in seinem Vorüber den Abend im Weg dunkler.

Vor dem grünen Vorhang von jungen Wiesen, Büschen, Ästen, Bäumen und kommandierender Nacht standen zwei Gestalten, die langsam in die Dunkelheit wuchsen und mit ihr eins wurden, — gleich mit ihren Herzen, die auch im Dunkel waren.

Es sagte die Frau im blassen, fließenden Kleid: „Wir sind ja auch ganz friedlich, Jochem. Sollten wir Altes und Geliebtes und Dummes und Schmerzliches wieder beschwören? Und es waren doch, denke ich, gute Schmerzen, die dich glaub' ich, brauchten sie wohl ...“ Und sie sagte noch, daß Schmerzen Vertiefendes und Reichmachendes haben könnten, und daß ihre Erinnerung Besitz sei, aber sie sagte das vielleicht ein wenig dozierend.

„Warum du wohl nichts redest, Jochem?“ fragte sie nach einer geringen Weile. Leiser und einen Ton dunkler war ihre Stimme nun. „Ich höre nur das Wort Dummes aus deinem Satz heraus —“, sagte der Mann; er hatte ein glattes Gesicht, erst aus der Nähe konnte man ihn auf einen mittleren Fünfziger schätzen, und er trug einen hellgrauen Sportanzug und eine Mütze aus dem gleichen Stoff; über den linken Arm hing ein dünner Reisemantel. Der Mann schwieg, auch die Frau redete nicht, sie gingen und wußten nur wenig von der Milde des Abends. „Nun, also ist er gekommen, dachte die Frau, — ob es gut ist? Freilich ist es nicht gut. Es ist eine schmerzliche Torheit. Die Jahre sind vorüber gegangen, alle Blüten sind lange verbrannt. Hoffentlich fragt er nicht danach, — dachte die Frau dumpf unruhig, sie fühlte sich müde und gequält, aber doch vermochte sie nicht zu sagen: „Bitte geh, geh gleich.“ Hörst du, geh, dachte sie und fragte plötzlich: „Warum bist du gekommen?“ Sie sagte das hastig.

„Wenn ein Mann dreißigjährig ist und vierzehn Jahre älter, sollte er lieber nicht mehr kommen, findest du — nicht?“ sagte der Mann und lachte. Der Abend aber war

still und geordnet, die Frau und der Mann gingen auf schmalen Wegen zwischen den Gebäuden. Ja, dachte die Frau, und wenn die in einer Wohnung zwei Kinder sind namens Friedel und Walter, und wenn da gleich ein Vater nach Hause kommt und nach der Mutter fragt, dann sollte ein solcher Mann nicht mehr kommen. Aber an das dachte wohl jener nicht, der neben ihr ging. Und daß Tränen, wahrhaftig, in ihren Augen standen, sah er nicht, weil es dunkel war: man konnte sie unbemerkt fortwischen, das war gut so. „Ich habe nie meinen Mann belogen“, sagte sie aus ihren Gedanken, und: „Ja, warum bist du gekommen?“ Sie zitterte.

„Seit sechs Jahren bin ich jährlich einmal hier gewesen, in dieser Stadt. Sie hat keine Bedeutung für mich, außer der einen: du bist hier. Jedesmal kam ich mit dem Gedanken, dich zu sehen. Ich machte deine Adresse ausfindig; in einem tristen Polizeibüro stand ich, der Beamte blätterte in Kartotheken. Ich sagte mir, so verfolge ich sie, und ich lachte; zu dem Beamten sagte ich: alte Bekannte — man verliert sich so mit der Zeit. Ja, und aus der Polizeikartothek erfuhr ich dich. Seit zwei Jahren stand ich immer vor dem Haus, in dem du wohnst. Wie ein Schulknabe, und startete zu deinen Fenstern: zweiter Stock links hatte man gesagt. Und pfliff den Anfang vom Höhenfriedberg. Aber nur, wenn niemand in der Nähe war. Ja, das tat ich.“

„Und heute bist du gekommen, Jochem“, sagte die Frau, und: „Da ist eine Bank, wir wollen uns setzen.“ Denn ihr war, als könne sie nicht weitergehen. — wie dumm, dachte sie, aber ich kann wirklich nicht weitergehen.

„Das Schlimmste war eigentlich, daß du mich nicht erkanntest vor der Türe. Lena, Gewiß, diesmal würde ich dich sehen, ich wußte es. Es ging nicht anders. Aber ich quäle dich. Aber in diesem Jahr, Lena, es sind jetzt vierzehn Jahre ...“ Es war nun ganz dunkel. Die Frau dachte flüchtig: Walter wird jetzt heimkommen, er wird meinen Zettel lesen, er wird sich wundern, daß ich heute Frau Burger besuche, daß ich so lange ausbleibe.

Der Mann saß neben ihr, hatte seine Hand auf ihren Arm gelegt und spurte, daß ihr Arm zitterte. „Ich war fünfundzwanzig —“

sagte die Frau; nun bemühte sie sich nicht, zu verbergen, daß sie weinte. Weinst du, weil du fünfundzwanzig warst — ach, ich bin wahnsinnig — dachte der Mann, er fror. „Aber ich war nichts, ich hatte eben meinen ersten Roman geschrieben. Ich liebte dich, Lena, und du —“ „Freilich, auch ich liebte dich. Das war vor vierzehn Jahren. Du hast ganz recht. Und ich vergaß es nicht ...“, sagte die Frau flüchtig.

„Der andere hätte nicht kommen dürfen, nicht wahr? Und du warst ja fünfundzwanzig, O ja, ich weiß. Und es war ja auch alles so richtig, — ganz richtig“, schrie der Mann. Die Frau sagte: „Jochem“, sie wußte nicht, daß sie nach seiner Hand griff. „Ja, Jaja“, sagte der Mann, „es ist ein schlechter Film. Und wir sind ja ein wenig älter geworden —“, seine Stimme klang brüchig.

„Jochem“, sagte die Frau bittend. „Ja, und nun bist du verheiratet, zwei Kinder hast du, Lena. Was könnte ich denn sagen?“ Er richtete sich auf, er fühlte, wie seine Hände feucht wurden. „Bist du nun eigentlich — zufrieden, Lena?“ Er faßte ihre Hände, plötzlich lehnte ihr Gesicht an seiner Schulter. „Jochem“, flüsterte sie. Die Luft war still, erste Sterne glänzten blaß, — es hat ja keinen Sinn, dachte der Mann und löste ihre Hände von seinen Schultern.

„Ich komme jetzt sehr klein vor, Lena“, sagte er. „Ich wußte nicht, daß ich nicht kommen dürfe. Wir wollen gehn. Ich nehme ein Auto, ich bringe dich nach Hause, bitte, vergiß es, Lena.“ Die Frau sagte: „Es zerstört einen Glauben, daß du gekommen bist, eine Ruhe, ich dachte, du habst es vergessen mit der Zeit. Die Zeit ist doch so viel. Und ich habe deine Bücher gekauft und sie alle gelesen, ich habe mich gefreut über dich, ich dachte, es ginge dir gut, Jochem.“

„Wie ist es mit dir?“ fragte der Mann demütig. „Ich habe ja auch die beiden Kinder —“, sagte sie so leise, daß er es kaum verstand. Ihr Kopf stand gebeugt vor der Nacht, ungewiß, blaß. Tränen spuren glänzten. „Aber — du hast ein Madonnenbildchen —“, sagte der Mann plötzlich. „Wir wollen nun gehn“, sagte er nach einer Weile. „Nein —“, erwiderte die Frau hastig, „bitte, erzähl' ein wenig

Schadenfreude

(Erik Nietzsche)



... die haben nicht mal gemerkt, daß wir Erster mit Zweiter-Klasse-Billetten gefahren sind.“

von dir.“ — „Es ist nicht viel zu erzählen. Ich habe eine Wirtschafterin, die heißt Gianna. Alle dort unten heißen wohl so. Am Gardasee sind die Abende wohl noch stiller als hier. Du weißt, daß ich dort sommers wohne? Das kleine Haus ist weiß, einen Weinberg habe ich und Ziegen. Und manchmal Besuch, viele Fremde kommen dort vorüber, manchmal ein Freund.“

„Dein Bild, Lena, hängt auch an der Wand. Ach, reden wir nicht so elegisch.“

„Komm...“, sagte die Frau raunend. „Was willst du?“ fragte der Mann, auf dem nächsten Weg standen sie. Die Frau war an ihn gelehrt. „Jochem“, sagte sie, „ich will die Kinder holen — soll ich die Kinder holen? — Ich will mit dir...“ Der Mann küßte ihre Stirn. Ihre Stimme war Weinen und Lachen. „Jochem“, sagte sie, „ja Jochem, ist das gut so?“

Er nahm ihre Arme herab. „Komm“, sagte er, „gehen wir.“ Er legte seinen Arm um sie und führte sie die Zitterte.

„Lena — bitte — fahr jetzt nach Hause. Und sag deinem Mann, daß wir uns begegnet sind. Ja, groß ihn...“

Sie ging weiter, die Frau ließ sich von ihm führen, er hielt ihre reglosen Hände, und beide weinten verborgen.

Die laute Heiligkeit einer Straße tat sich auf, der Mann rief ein Auto herbei. „Umsonst“, sagte er, sagte er zu dem Fahrer. Er half der Frau beim Einsteigen.

„Leb wohl, Lena, vielleicht besuche ich euch einmal, sagte er, wenn ich darf.“ Die Frau nickte, er saß sie in der Ecke des Autos, das nach kaltem Zigarrenqualm roch. — „Leb wohl, Lena, dein Gesicht ist wie ein Madonnen Gesicht“, sagte der Mann leise, und schloß die Türe des Wagens, die Frau nickte und lächelte wenig, da der Wagen fuhr.

Die Frau dachte: „Es ist gut so. Alles ist gut. Ich will erst in das Zimmer zu den Kindern gehen...“ Der Mann ging gleich in das Hotel. Er nahm den Nachtzug. —

Das Glückwunschsreiben

Von Textor.

I.

„Und Sie meinen, Herr Syndikus, ein Handschreiben wäre zum Jubiläum von Direktor W. das richtige?“

„Unbedingt, Herr Präsident, erstens hat er's verdient, zweitens freut er sich darüber, und drittens haben wir nichts versäumt.“

„Schön. Dann haben Sie wohl die Freundlichkeit, mir's ein wenig aufzusetzen — Sie sind ja schon ganz im Bilde.“

Der Syndikus setzt den Glückwunsch auf, der Präsident schreibt ihn höchstselbst nieder.

II.

Auf der Jubiläumsfeier kommt am Abend der Direktor strahlend auf den Syndikus zu: „Denken Sie nur, Herr Syndikus, der Herr Präsident hat mir ein selbstgeschriebenes Schreiben geschickt; ich habe mich sehr darüber gefreut. Kommen Sie, bitte; ich zeig es Ihnen.“

Der Syndikus nimmt interessiert von dem Inhalt des Schreibens Kenntnis.

„Was sagen Sie dazu? Ist das nicht ganz reizend gesagt? Selbstverständlich muß ich mich für soviel freundliche Huld bedanken. Ach, lieber Herr Syndikus, würden Sie vielleicht die Freundlichkeit haben — Sie verstehen sich ja auf dergleichen so vorzüglich — mir einige geeignete Sätze aufzusetzen?“

Der Syndikus schmunzelt. Er bezweifelt zwar, daß er's besser könnte als der Herr Direktor; aber er setzt es ihm auf.

III.

Drei Tage später sagt der Präsident: „Direktor W. scheint sich wirklich über mein Schreiben sehr gefreut zu haben. Wollen Sie mal sehen, was er antwortet?“

Der Syndikus nimmt interessiert von dem Inhalt des Schreibens Kenntnis.

„Übrigens sehr nett gesagt, nicht wahr?“

„Sehr nett.“

„Fast so gut wie mein Schreiben, finde ich.“ Der Syndikus schmunzelt: „Das ist für mich sehr schmeichelhaft, Herr Präsident.“

Der Kanarienvogel

„Oh“, rief die kleine, zarte Frau mit hinreißendem Augenaufschlag aus. „Wie brutal hat er mich behandelt! Ich war meines Lebens nicht sicher! Wie ein Berserker ist er auf mich gestürzt!“

„Sie werkte still und verbarg ihr weißes Antlitz mit den schwarzen Bogen über den Augen in ihren beigeseidenden Taschentuch.“

Und der Gatte entgegnete: „Nein, das stimmt nicht.“

Die kleine Frau wollte auf ihn losfahren. „Lünger“, schrie sie.

„Nein, das stimmt nicht“, sagte wieder der Gatte. „Sie hat mich geschlagen. Und wenn sie in die Stube trat, geriet schon der Kanarienvogel in Aufregung.“

Der Anwalt des Gatten beantragte, den Kanarienvogel als Zeuge laden zu lassen.

„Niemand“, stieß die kleine, zarte Frau keuchend hervor und erklärte, sie könne den Anblick des heiligeliebten Vögelchens nicht ertragen.

Bei der nächsten Verhandlung stand auf dem grünen Tisch ein Bauer mit dem Kanarienvogel.

Und der Richter befahl, daß der Gatte auf den Bauer zutreten sollte.

Der Vogel blieb ruhig. Sträubend wurde die kleine, zarte Frau an den Käfig geführt.

Und siehe: Das Vögelchen geriet so in Unruhe, daß es mit den Flügelchen in den Drahtstäben hängen blieb.

Da sprach der Richter: „Wollen Sie es nicht noch einmal versuchen mit Ihrem Gatten, Frau Strobel?“

„Um des Kanarienvögelchens willen!“ hauchte die kleine, zarte Frau.

Hermann Scharfenberg



Sieben erschien:

Der Wohngarten

Seine Raum- und Bauelemente

von Guido Harbers, Stadthaus, München

Der sparsame Wohngarten mit dem höchsten Wirkungsgehalt bildet das Hauptthema dieses neuen Gartenbuches. An Hand einer unvergleichlich reizvollen Bilderfolge werden dem Gartenfreund die inneren Gesetze des Gartenraumes in seiner ästhetischen Wirkung bewahrt, erfährt er alles Wissenswerte über die rechte Pflanzenwahl und -pflanzung, über gartentechnische Anlagen u. a. m., und erhält Anregung und Anleitung zu beglückender selbstschöpferischer Gartengestaltung.

453 Abbildungen auf 210 Seiten Großquart Kartendruck, kartoniert Mk. 9,50, gebd. Mk. 10,50.

Das freistehende Einfamilienhaus

von 10000 bis 30000 Mark und darüber.

Grundsätzliches über den Einfamilienhausbau in bezug auf Lage des Hauses, Grundstücksanleihe, Grundriss, äußere Gestaltung und Abkonditionen. Erläutert an 80 Beispielen mit 395 Abbildungen von Guido Harbers, Stadthaus, München Großquart kartoniert Mk. 6,80.

Das Buch, eine Fortsetzung des Buches über „Das Kleinhaus“ desselben Verfassers, will Mittler sein zwischen Bauherrn und Architekt, indem es dem ersten Gelegenheit gibt, sich selbst über das für seine Bauabsichten Wesentliche Rechenschaft abzulegen. Als ein vielseitiger Überblick über den großen Reichtum an Wohn- und Gestaltungsmöglichkeiten, als eine Auswahl vorbildlicher Wohnhausbauten wird es dem Baualtägigen die Lösung der eigenen Bauaufgabe wesentlich erleichtern helfen. Knappe Texte erläutern Gestaltungszweck, technische Ausführung und das besonders Wertvolle jeder einzelnen Leistung.

München

Verlag Georg D. W. Callwey

Münchener Kammerspiele im Schauspielhaus

Die führende moderne Schauspielbühne

„Besser wird nirgends in Deutschland gespielt!“

Neue Züricher Zeitung.

ORIGINALE

der im Simplicissimus veröffentlichten Zeichnungen von

Arnold Gulbransson
Schilling
Schulz
Thöny usw.

können durch unsere Vermittlung erworben werden.

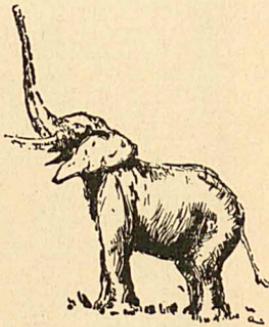
Simplicissimus-Verlag, München 13

BUREAU ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
DOORNBURGSTR. 7. 82 UTOZW 4807-8

LIEFERUNG NACHRICHTEN, ABBLDUNGEN, INSERATEN

IN- UND AUSLANDES
TM ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN



Unter der Hochflut der Tierbilder wieder einmal eines*, das auch für den Sachverständigen ein ungeträuter Genuss ist, denn man spürt bei Untertweg in jeder Zeile den genauen Sachkenner und genießt zugleich den süßendenden, feffelnden, ja stellenweise pöndelnden Darsteller... Das Buch Voghoga ist eine wahre Wohltat und Erholung. Man kann fastlich jedes Wort unterschreiben und hat doch zugleich den Genuss eines dichterischen Kunstwerks, das in jeder Zeile festsetzt und erfreut. Ich halte es für ein unvergänglich, ein klassisches literarisches Denkmal unartificialen Elefantentens, Tier- und Naturlbens überhaupt.

* Es handelt sich hier um das Buch Untertweg, Voghoga. Aus dem Leben eines Elefanten, über das Prof. Dr. Ludwig Ost, der ehemalige Leiter des Berliner Zoologischen Gartens, die ebenstehende begeisterte Kritik schrieb. Das Buch ist erschienen im Verlag von Strecker und Schwabe, Stuttgart. 29 Zeichnungen im Text und 6 auf Tafeln von S. J. Alfenboom. Klaffentand enthält den Wert des Buches; es folgt in Velantenband Nr. 275.

(Schluß von Seite 91)

Die Diplomatie verfehlt ihren Zweck. Der Gastgeber nimmt wieder Platz und kreuzt seine Arme vor der Brust. Die Sängerin lächelt und sieht nach der Uhr. „Aber die „Schlacker“ endlich beendet sind, erhebt sich Fräulein Goldklang und sagt: „Da die Stunde schon allzuwae kurzgefrühlingslied ist, will ich nur einige ganz kurze Frühlingslieder singen.“

Die kurzen Frühlingslieder nehmen immerhin fünfundvierzig Minuten in Anspruch, und gegen zwei Uhr morgens taumeln wir, benommen von soviel Lenz, heimwärts durch die eiskalte Nacht . . .

Eine Woche später kamen wir wieder zu Tee und Lyrik in einem Restaurant zusammen, und da hörte ich das schönste Gedicht in freien Versen, das ich je vernommen hatte. Ein junger Dichter hatte in seiner Aufregung versehentlich die Speisekarte anstatt des Manuskripts in die Hand genommen und las:

„Krebs solo, Olsardinen,
Hummermayonnaise . . .“

Und niemals werde ich das unendliche Pathos der Schlüsselzeilen vergessen:

„Für nicht in der Gaderobe abgegebene Stücke
Übernimmt keinerlei Verantwortung die Direktion!“

Trotzdem enttäuschte die Darbietung. Und so kann wohl gesagt werden, daß in unserer nüchterneren Zeit die Frühlingsgedichte nicht berufen sind, das Dessert zu ersetzen, ja nicht einmal die Zahnstocher.

Waeare Holtbrook

Stilblüten

Aus dem Bericht der „Dresdener Neuesten Nachrichten“ über ein Gieseking-Konzert: „... er hat auch die Kraft des Titanen Brahms, die das Gigantische heldenhaft aufwachsen läßt. Mit großartiger Leidenschaft werden die beiden ersten Sätze geformt. Die Besessenheit reißt den Pianisten zur Selbstvergessenheit hin (so weit, daß er die Nebengeräusche wohl kaum merkt, die sich ihm vernehmlich entringen).“

•

Aus dem Roman „Der Rebelle“, von Manfred Georg: „An den stammelnden wendenden Worten schlich sich etwas vorbei und kollerte aus den Zähnen. Entsetzt stopfte Robert die Zunge vor.“ Bw.

Sachwerte

(R. Kriesch)



„Laß dir man keene Bierflasche uff'n Kopp fallen, Junge, wir haben zehn Fenneje Einsatz dafor gezahlt!“

An die Siebzehnjährigen

Von Hans Fahrwohl

In euren Köpfschen spuken die übermütigsten Launen.

Ihr lacht silbern hell über Gutes und Böses, — man muß staunen.

Ihr löst die Rätsel der Welt spielend im Augenblick,

Ihr habt den zauberbersten Glanz im Aug und das weißeste, schmalste Genick.

Ihr sprecht sehr klug und interessiert euch glühend für jeden Skandal.

Ihr tut, als seid ihr gewitzt durch Erfahrungen ohne Zahl.

Aber man traut euch nicht recht. Ihr wollt mehr scheinen, als ihr seid.

So verlangt es euer Nimbus und die liebe Eitelkeit.

Ihr stirtet hinreißend. Doch gibt man sich euch gefangen,

So fliegt wieder das silberne Lachen über eure Wangen, —

Und ihr zieht euch zurück, als seid ihr die Unschuld in Person.

Nimmt man euch aber nicht ernst, so zeigen sich flammender Hohn

Und Verachtung auf euren anmatig gekräuselten Lippen.

Am besten, man läßt euch verführerisch mit euren schlanken Beinen wippen

Und nimmt euch als reizende Bilder. In euch blüht die berückende

Unklarheit der Welt. Ihr seid Rätsel, aber entzückende!

Seiltänzer

Von Karl Bahnmüller

Albert hat die bunten Plakate, die das Gastspiel einer berühmten Seiltänzertruppe anzeigen, nicht vergessen können, und nun streicht er auch schon um die Wohnwagen, die seit gestern auf dem Turnplatz stehen. Er späht in ihr Inneres, aber er kann nicht viel davon erhaschen. Am meisten muß er sich wundern, daß die kleinen Fenster richtige Vorhänge haben, daß gleich neben der Tür ein Kochherd steht und daß überhaupt alles viel gewöhnlicher, viel nüchterner ist, als es die Plakate ausmalen. Ein wenig enttäuscht schlendert er durch die leeren Bankreihen, die sich rings um die Manege ziehen. Die Mittagssonne brütet über dem blau und weiß gestrichenen Holzwerk, über dem Boden, der mit ganz hellem Sägemehl bedeckt ist. Auf dem Heimweg trifft er Paulie, der mit ihm in derselben Klasse sitzt. Er fragt, ob Albert mitkome, heut nachmittag. „Um

drei Uhr fangen sie an.“ — „Ja, ja“, beileidigt sich Albert zu versichern, obgleich er weiß, daß er vielleicht zuviel versprochen hat, denn noch ist ihm das Eintrittsgeld nicht sicher. Zu Hause haben sie mit dem Essen schon lange begonnen. Der Vater ist bereits fertig, er hat sich den Mund gewaschen und ist nun ungeduldig geworden. Albert ißt sehr schnell, aber da ist noch der letzte Brocken Fleisch, ein fettes und verkorpertes Stück, vor dem er sich fürchtet, schiebt es immer wieder an den Rand, und gegen Ende wagt er nur noch ganz kleine Gabelspitzen voll Rotkohl und Kartoffeln zu nehmen, weil er diesen Blaukäse nicht zuhauen möchte. Er will ihn mit dem Besteck verdecken, aber das läßt er dann lieber, der Vater könnte es bemerken. Als er dann auch noch sieht, daß in der Tüte ein Stück Fleisch ist, weiß er: den Vater kann er nicht bitten. Von ihm wird er die zwanzig Pfennig nicht erhalten. Er wagt nicht aufzusehen, und nun schaukelt er sogar mit den Beinen. Fast knallen sie gegen den Tisch, und Albert duckt sich. Schnell einen großen Schub, den allerletzten, das verkorperte Stück Fleisch, und endlich kann unter Vaters nassem Bart „Mahlzeit“ hervorkommen. Albert schießt am Vater vorbei, zur Tür hinaus, die Treppe hinunter, den Gang entlang auf die Straße. Eine halbe Stunde wartet er, und endlich kommt der Vater. Er hat seinen Sonntagsanzug an, sein gelber Spazierstock hängt am Arm, und er raucht einen Schweizerstumpen. „Bleib in der Nähe!“ sagt er im Vorübergehen, und dann treibt er langsam die Färbegasse hinunter. Hinter seinem breiten Rücken nimmt Albert einen Anlauf und tritt gegen die leere Konservendbüchse, die er am Vormittag hergekauft hat. Sie rollt in den Kandel, wo sie einen schröcklichen Lärm macht. Er wendet sich ab, und so bleibt ungewiß, ob der Vater wahrgesehen hat.

Jetzt ist die Mutter allein, und nun kann er sein Glück versuchen. „Ich bin gleich wieder da“, sagt er dem Paulie, der sich inzwischen eingestellt hat, und er geht ins Haus. Auf der Treppe ist es so dunkel, im Wohnzimmer still und leer. Zögernd schiebt er sich hinein, und dann sieht er durch die offene Tür zum Schlafzimmer, wie die Mutter die vordere Spiegelwand und ihre schwarze Bluse zuhakt. „Was willst du denn?“ fragt sie, und sie dreht ihren Rücken weg. Albert steht vor der Schwelle, ein beklommener Geruch weht ihn an, er kann nicht zu ihr hinein, und er kann sie jetzt nicht bitten. Seine Hände irden umher, er weiß nicht, wo er sie lassen kann. Sein Mund öffnet sich, es kommt nur ein viel zu lautes Räuspfern heraus. Nach einer langen Sekunde erst gibt er sich einen Ruck, der ihn aus dem Türrahmen gleiten läßt. „Der Paulie möchte

(Schluß auf Seite 94)

Im Mai

(Wilhelm Schulz)



Tun mach dich auf die Socken flink,
Die Welt ist voller Sonne,
Voll Blumenduft und Vogelsfang,
Sie atmet lauter Wärme.

Und willst du rasen, geh zum Wein —
Läß dich da fröhlich nieder.
Seht sich zu dir ein Träglein hin,
So geh so bald nicht wieder.

Und weilt sie auch nicht lang bei dir,
Läß dich das nicht verstimmen —
In jeder Blüte wollen heutz
Sich laben viele Jinnen.

Und ob du jung bist oder alt,
Dem Keinen wie dem Andern
Ist gnadenreich die Maienzeit,
So daß du froh kannst wandern!

Wilhelm Schulz

(Schluß von Seite 92)

mal mein neues Brennglas sehen", sagt er dann endlich. Das ist ihm eingefallen, aber es klingt dumm. Nun muß er freilich an Vaters Schreibpult gehen. Dort liegt es nämlich. Heut ist die tintenbefleckte Schreibplatte unbegreiflicherweise hochgeklappt. Albert stellt sich auf die Zehenspitzen, will mal sehen . . . in der Lade liegt Mutters Haushaltsbuch, ein Kästchen für Ringe, ein Schlüsselbund, blaue Kuvert mit Aufschriften von Vaters Hand: „Zeugnisse“, „Militärpapiere“, und da, Albert muß den Atem anhalten, da ist auch Geld. Es liegt in einem Tassenkuvert. Aus dem Schlafzimmer kommt ein Knarren. Die Mutter zieht den Wäscheschrank auf, sie kann nichts sehen, und schon schwebt seine Hand über dem Silbergeld. Es ist, als agiere jetzt eine fremde Hand, über die er nicht gebieten kann. Aus eigener Kraft stößt sie vor, zerknüllt noch erst ein Kuvert, greift dann schnell und blindlings zu und schießt sich um ein hartes Stück Metall.

Die Mutter hat nicht achtgegeben, als er aus dem Wohnzimmer ging. Im Hals steckt ihm wieder der Fleischbrocken, scheint es, und er kann nicht hinunterrutschen. Die Finsternis auf der Treppe ist noch dichter, und Albert muß sie mit einem Sprung zerteilen.

In der Helle draußen wartet Paule, und er fragt: „Hast du Geld?" Albert bleibt stumm, er schreitet schnell aus. Paule läuft neben ihm her wie ein Hündchen, das mitgenommen werden möchte. Erst an der Ecke öffnet sich die Hand. „Mensch, drei Mark?" Auch Albert ist erschrocken. Sie gehen, als ob sie es vereinbart hätten, nicht über den Ledergraben, der zum Turmplatz führt, sondern halten stadteinwärts. Albert will nun auch gar nicht zu den Selltänzern. Am Kiosk auf dem Marktplatz nimmt Paule das große Geldstück aus Alberts feuchter Hand, die sich nicht sträubt. Sie darf es nicht behalten, es muß vertan werden, weggelassen und verlorengehen. Paule kauft Erdnüsse. Sie schmecken bitter. Er kauft Schokolade, er holt Johannsbrot und zwei Eiswaffeln. Albert nimmt nichts davon. Schwere hängt nun der angedunkelte Him-

mel über den Straßen, die sich ungeheuer lang dehnen. Albert hat Mühe, dem Paule zu folgen, die Steine stechen durch die Sohlen seiner Schuhe, er möchte sich auf einen Randstein setzen, aber da ist noch immer das Geld, das ausgegeben werden muß. Paule sieht jetzt aus wie ein Großer, der die Macht hat und dem man folgen muß. Er will ins Kino, und Albert hat nichts dagegen, doch er paßt auf, daß ihm kein Bekannter sieht, als sie ein roter, klaffender Vorhang in das Dunke lüftet, worin das Märchen haust. Sie lachen neben ihm, Paule wiehert sogar laut, und Mädchen glucksen und schreien. Aber Albert kann nicht lachen, ein bißchen vielleicht. Es wäre schön, wenn er lachen könnte, doch schon flammt das Licht wieder auf, und er traut sich nicht, sich umzusehen. Lieber als hier sitzen, möchte er jetzt in seinem Bett liegen und ganz klein sein. Lieber möchte er die Beine an den Leib heraufziehen und unter die große, weiche Decke schlüpfen.

Ein wälzender, schwerer und immer schwererer Druck treibt ihn dahin, er sucht sich in der dunklen Stadt mühsam seinen Weg über den Marktplatz, um viele Ecken, die Färbergasse hinauf. Da steht er nun allein, denn Paule und das Geld sind längst verschwunden. Das Fenster vom Wohnzimmer ist hell, aber er kann nicht ins Haus, er muß vorbei. Auf dem Turmplatz strahlen die Karbidlampen. Die Drehorgel lockt, und dort sind auch Menschen. Sie wenden ihm alle den Rücken zu und blicken in die Manege. Das hohe Seil strebt in den Nachthimmel. Es ist finster da oben. An der Mastspitze weht ein kleines Fähnchen. Auch bei der Wohnwagen ist es dunkel, und das ist gut. Denn so kann er ungesehen zwischen ihre Räder kriechen, und dort ist ihm eine Lücke freigegeben, die ihn teilhaben läßt an den gefährlichen und seltsamen Dingen, die jetzt in der Manege vorgehen. Er starrt allmählich immer mehr wie gebannt auf diese schwerelosen Menschen. Sie fliegen und fallen durch die Helle, die in die Nacht geschnitten ist. Manchmal geht der Orgel und auch Albert der Atem aus,

und immer ist das Ende, die nächste Sekunde schon, ungewiß. Und wenn dann der Beifall kommt, lächeln sie, und Albert lächelt mit ihnen. Nach einer unvorstellbar langen Zeit tänzelt das junge Mädchen herein, das Albert schon auf den Plakaten gesehen hat. Ihm ist es, als beuge sie sich jetzt erst das Richtige. Die Scheinwerfer werden nach oben gerichtet, und sie steigt hinauf zu den blaß gewordenen Sternen, zu dem kleinen flatternden Fähnchen. Ihr Kleidchen blinkt, und im Haar hat sie ein Band. Die Orgel hat wieder ausgesetzt, das hohe Seil zittert und schwankt, die Stange in ihren Händen geht auf und nieder. Alberts Blut hämmert stark, und wirklich, sie macht den ersten Schritt. Wie zum Hohne schwanken auch die Sterne. Sie aber geht, sie schreitet bis zur Mitte und entschwand dem Blick. Hastig erhebt er sich. Ein zerbrochenes Bierglas liegt da auf dem grauisigen Boden, er muß ihm aus dem Wege gehen. Als er dann im Freien steht, wieder über die vielen Köpfe hinweg in den Nachthimmel hinauf sehen will, greift eine Hand nach seinem Arm. Es ist der Vater, der nichts sagt, aber seine Hand läßt ihn nicht wieder los. Sie gehen nach Hause, und der Vater bleibt stumm. Es könnte alles sein, wie es immer gewesen ist. Doch Albert kann nichts sagen, und er kann auch nicht weinen. Von weither kommt das Leuchten eines ganz schweren Gewitters, und viel, viel später donnert es leise und lang.

Lieber Simplicissimus!

Herr Zirbel ist Ehrenmitglied des Fußballvereins. Er spendiert hundert Mark.

Ein paar Wochen später fragt er den Kassierer, was mit den hundert Mark geschehen sei.

„Sie sagten doch, wir sollten das Geld nutzbringend für den Verein anwenden?“

„Ja.“

„Na, da haben wir vor unserem großen Match den Schiedsrichter damit freundlich gestimmt.“

K. M.

Mißglückte Schiebung

(E. Thöny)



„Det Biest rennt, als hätten wa nich abjemacht, daß Moosröschen siegen soll.“



Der Lange und der Kurze

(Alfred Kubin)

An die Tür einer Waldhütte geschrieben

Von Georg Schnatz

Drei Tage und zwei Nächte saß ich da
Und sah nur Blauen, Himmel, Wald und Sterne.
Kein Heimgesch, keine Schenke in die Ferne
Bewegte mich im Grund. Und nichts geschah.

Ich wusch mich in der Quelle, lag im Moos,
Schwang mich mit einem Nagel im Besenreiß.
Ich wusch mich in einer Rindeneinse
Von allem Schmerz und aller Hoffnung los.

Und wurde wieder nutzlos: Hans im Glanz,
Der wieder Wind im Wald beim Brombeerholz,
Und ging auf leichten, unbefußten Gelehen
Den Weg des Lebens durch den Wald zurück.

Kleine Geschichten

Zimmetseisen kommt in sein Stammkaffeehaus.
Schimpft, daß sein Fensterisch besetzt ist, sucht sich alle Zeitungen zusammen, murr, daß zwei Wochenschriften von andern Gästen gelesen werden, schlägt Krach, daß keine Zündhölzer auf dem Tisch stehen, empört sich, weil das Wasser nicht frisch genug ist, und reißt plötzlich erstaunt die Augen auf.
Neben der Kassa ist eine Tafel angebracht.
„Nichtkonsumierende Gäste unerwünscht!“
Zimmetseisen liest, liest noch mal, schüttelt mißbilligend den Kopf und ruft den Kaffeeseider.
„Sie, Herr Wurmler!“, sagt er aufgebracht, „was soll denn das bedeuten?“
„Das Taferl, Herr Zimmetseisen? ... No.

Sie können doch lesen ... So geht's eben net weiter!“
Sagt Zimmetseisen aufs tiefste empört: „Herr Wurmler, Herr Wurmler, mit solche unüberlegte Sachen werden S' Ihnen alle Stammgäst vertreiben!“

Moritz Kahn, Getreide, hat bei Lepold Bär, Futtermittel, Geld verloren. Vierzig Prozent. Kurz vorher hat Leopold Bär, Futtermittel, bei Moritz Kahn, Getreide, Geld verloren. Auch vierzig Prozent.
Einige Tage nach Bestätigung des Bärschen Zwangsvergleichs treffen sich die beiden, sehen einander erst eine Weile nachdenklich an, dann sagt Kahn zu Bär: „Du, Leopold, was soll ich immer bei dir Geld verlieren, werden wir schon lieber Associés — — —“

Die Reichsbahn hat im Bereich ihres Güterverkehrs den gesamten „Verschiebedienst“ motorisiert.
„Nu, wenn schon!“ murmelte Levy hinter seiner Zeitung, als er es las, „fier unsereins macht das Verschieben unter den heitigen Verhältnissen doch ka Freid mehr — püh, kann's aach motorisiert wer!“

Ein wissenschaftlicher Professor ging im Walde spazieren. Unterwegs begegnete er einem Tausendfüßler.
„O sage mir doch!“, sprach der Professor zu dem Tausendfüßler, „sage mir, mit welchem Fuße du jedesmal zu laufen beginnst.“
Da stutzte der Tausendfüßler und dachte lange nach.
Er steht heute noch am gleichen Fleck; denn er kann plötzlich nicht mehr laufen.

Rüstungsgleichheit

(E. Thöny)



„Hier in der Fremdenlegion machen wir aus Angehörigen aller Nationen Soldaten Frankreichs — dieses System sollten wir auch in Europa einführen.“